

Saatgut gehört in Bauernhände

Warum die Monopolisierung durch Konzerne gefährlich ist



Ein gewaltiges Risiko-
geschäft mit unserer
Lebensgrundlage

S. 13

«Etwas Sinnvolles
machen»

S. 18



FASTENOPFER

Liebe Leserin, lieber Leser

Ein Übereinkommen zum Schutz von Pflanzenzüchtungen verbietet Praktiken, die für den Erhalt der Sortenvielfalt sorgen, den Zugang zu Saatgut sichern und die Grundlage für Ernährungssicherheit bilden. Es trägt den sperrigen Namen UPOV 91.

UPOV 91 schützt die Pflanzenzüchtungen der grossen Konzerne. Darunter leiden Kleinbäuerinnen und -bauern im globalen Süden. Eigenes Saatgut setzen, tauschen, weiterentwickeln, eine Praxis, die sie schon immer angewendet haben, wird von einem Tag auf den andern kriminalisiert. Die Regelungen zwingen sie auch, Saatgut grosser Konzerne zu kaufen. Dieses ist teuer, benötigt Dünger und Pestizide und schadet bedrohten Arten und der Sortenvielfalt. Den Menschen wird eine zentrale Grundlage ihrer Ernährung, aber auch ihrer Identität entzogen.

Dennoch versucht die Schweiz, im Rahmen von Handelsverhandlungen mit Malaysia und Indonesien den UPOV 91 Sortenschutz durchzusetzen. Doch die restriktiven Regelungen treffen die Landbevölkerung. Deshalb ist die diesjährige Ökumenische Kampagne dem Saatgut gewidmet. Denn Saatgut geht uns alle an.



Bernd Nilles
Geschäftsleiter *Fastenopfer*

Bernard DuPasquier
Geschäftsleiter *Brot für alle*

Politikum

- 5 **Eine Reduktion um 30 Prozent genügt nicht**

Südsicht

- 6 **Kleinbäuerinnen wissen, was sie brauchen**

Im Wandel

- 7 **«Wir müssen endlich handeln»**

Dossier

- 8 **Saatgut gehört den Bauern**

- 14 **«Unser Mais ist uns heilig»**

- 17 **Perfektes Saatgut gibt es nicht**

Impressum

Herausgeber Fastenopfer, 2019
 Chefredaktion Colette Kalt (ck),
 Redaktion Federica Mauri (fm), Pascale
 Schnyder (pst), Tiziana Conti (tc), Daniel
 Tillmanns (dt)
 Korrektorat 1-2-fehlerfrei
 Gestaltung und Realisation Crafft AG, Zürich
 Bildbearbeitung Schellenberg Druck AG,
 Pfäffikon
 Druck Druckerei Kyburz AG, Dielsdorf
 Auflage D 38 099, F 6866, I 4004
 Erscheinung Viermal jährlich
 Preis CHF 5.– pro Spender/in werden für
 das Abonnement verwendet
 Kontakt
 mail@fastenopfer.ch, 041 227 59 59



Dieses Bild eines Jungen aus Kolumbien liefert die Grundlage für das Kampagnensujet 2020.

Gemeinsam für Pflanzenvielfalt

Bäuerliches Saatgut steht durch Grosskonzerne und Regierungen weltweit unter Druck.

Kleinbäuerliche Familien sichern mit traditionellen Pflanzensorten die Ernährung und Artenvielfalt. Sie passen ihr Saatgut an die lokalen Klimabedingungen an, tauschen untereinander, vermehren und verkaufen es. Doch Saatgutkonzerne und Freihandelsabkommen verlangen strikte Übereinkommen, die nur sie selbst schützen. Dadurch gerät die Praxis der kleinbäuerlichen Familien zunehmend unter Druck. Dieser Problematik geht die diesjährige Ökumenische Kampagne nach. Denn unter dem Vorwand, den Saatgutsektor zu modernisieren und das geistige Eigentum der Züchtenden zu schützen, werden kleinbäuerliche Saatgutssysteme eingeschränkt und zerstört und das kommerzielle Saatgut der Grosskonzerne massiv gefördert. Da dieses schlecht an lokale Bedingungen angepasst ist, benötigt es aber Dünger und Pestizide und ist anfällig für Schädlinge. Dünger und Pestizide müssen für teures Geld hinzugekauft werden, jedes Jahr neu. Das führt viele Kleinbäuerinnen und -bauern in die Verschuldung.

Solidaritätsbrief für Malaysia

Doch lokaler Widerstand wächst: In Guatemala konnte dank lokalem Widerstand ein strenges Sortenschutzgesetz vorerst abgewendet werden. Auf den Philippinen engagiert sich das nationale Saatgutnetzwerk gegen restriktive Sortenschutzgesetze. Im südlichen Afrika setzt sich das Rural Women Assembly gegen Genmais und für agrarökologische und ressourcenschonende Anbaumethoden ein.

Derzeit verhandelt die Schweizer Regierung ein Freihandelsabkommen mit Malaysia. Darin enthalten ist ein Passus, der das traditionelle Saatgutssystem malaysischer Kleinbauernfamilien bedroht. Für *Brot für alle* und *Fastenopfer* ist das inakzeptabel. Deshalb fordern sie mit einer Briefaktion ans Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), dass die Schweiz in ihren Freihandelsabkommen keine Vorschriften für Saatgutgesetze im Süden macht. Beteiligen auch Sie sich an der Aktion. Infos dazu finden Sie auf Seite 12. — *Madlaina Lippuner*

So können Sie sich an der Ökumenischen Kampagne beteiligen

Durch Märkte flanieren

Der Fastenkalender führt Sie durch Märkte dieser Welt. Dieses Thema nehmen auch Pfarreien und Kirchgemeinden in der vorösterlichen Zeit auf und bieten an ihrem eigenen Marktstand vielfältige Angebote zum Thema Saatgut – einige mit einer Saatgutbörse, einem Gemüsebeet, andere mit einem Infostand oder einer Solidaritätsaktion. www.sehen-und-handeln.ch/marktstand



Rosen schenken

Am 21. März 2020 verkaufen Tausende Freiwillige von Pfarreien und Kirchgemeinden Fairtrade-Rosen zum Preis von fünf Franken. Der Erlös fliesst in Projekte von *Brot für alle*, *Fastenopfer* und *Partner sein*. Mit unserer Rosen-App können Sie bereits jetzt eine digitale Rose verschenken: www.give-a-rose.ch



Brot kaufen

Kaufen Sie ein «Brot zum Teilen» in einer der über 600 Bäckereien und anderen Verkaufsstellen in der Schweiz. Von jedem verkauften Brot fliessen 50 Rappen in die Projektarbeit. Verkaufsorte finden Sie auf: www.sehen-und-handeln.ch/brot



Fasten

In der Zeit vor Ostern fasten viele Menschen, auch gemeinsam. Kirchgemeinden und Pfarreien bieten vielerorts Fasten in Gruppen an. Dies richtet die Sinne nach innen und setzt mit dem Konsumverzicht auch ein Zeichen der Solidarität. Infos finden Sie auf: www.sehen-und-handeln.ch/fasten.

2000

Kinder (mindestens) im Umfeld der Glencore-Mine Cerro Pasco in Peru leiden unter gravierenden Schwermetallvergiftungen. Quelle: Konzernverantwortungsinitiative

Join my Challenge

Wie sieht Ihre Challenge aus?

Möchten auch Sie etwas in Ihrem Alltag verändern? Mit der Aktion «Join my Challenge» erhalten Sie zusätzliche Motivation – denn hier stellen Sie sich Ihrer Challenge für einen guten Zweck. Wählen Sie eine konkrete Herausforderung und fragen Sie in Ihrem Bekannten- und Freundeskreis nach Unterstützung in Form einer Spende. So ändern Sie nicht nur Ihr eigenes Verhalten, sondern unterstützen ganz konkret Klimaprojekte. www.join-my-challenge.ch



«Food Waste beansprucht etwa 30 Prozent der Landwirtschaftsfläche – für nichts.»

Peter Messerli, Co-Vorsitzender des Uno-Weltberichts für nachhaltige Entwicklung



Bern

Essen ist politisch

Unsere Gesellschaft steht an einem historischen Wendepunkt. Wir haben die Chance nun vieles zu verändern. 2020 werden mit der Agrarpolitik 22+, der Pestizidinitiative und dem CO₂-Gesetz wichtige Weichen gestellt. Kommen auch Sie an die Demo vom 22. Februar, 14.00 Uhr in Bern.

www.landwirtschaftmizukunft.ch

Kenia

Agrarökologie und Laudato si'

Fastenopfer war Mitorganisator der 1. Agrarökologie-Konferenz in Kenia. Das Ziel dieser Tagung ein gemeinsames Verständnis für die Agrarökologie im Zeichen von Laudato si' zu erreichen. Gastgeber Pfarrer Joseph Mbatia von der Diözese Nyahuru erklärte, dass diese Konferenz genau zur rechten Zeit komme, da sie Gelegenheit biete darüber nachzudenken, wie eine landwirtschaftliche Praxis gefördert werden könne, die die Bedürfnisse der Bäuerinnen und Bauern in den Vordergrund stellt und die negativen Auswirkungen unseres Handelns auf die Ressourcen und die Umwelt minimiert.



Goodnews

Grosse Unterstützung

Während sich das Parlament immer noch nicht auf einen Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative einigen konnte, wächst die Unterstützung für die Initiative auf allen Ebenen. Nebst rund 300 Lokalkomitees gibt es inzwischen ein Komitee mit über 120 bürgerlichen Politiker/innen und ein Wirtschaftskomitee mit über 160 Unternehmer/innen, die sich für die Initiative aussprechen. Auch die Schweizer Bischofskonferenz, der Schweizerische Evangelische Kirchenbund und die Schweizerische Evangelische Allianz haben sich für die Konzernverantwortungsinitiative ausgesprochen, über die höchstwahrscheinlich im Herbst abgestimmt wird.



Eine Reduktion um 30 Prozent genügt nicht

Klimapolitik

Seit der Ratifizierung des Übereinkommens von Paris ist das von der Schweiz angekündigte Ziel, ihre Treibhausgasemissionen bis 2030 gegenüber 1990 um 50 Prozent zu reduzieren, verbindlich. Gemäss der Botschaft des Bundesrates vom 1. Dezember 2017 sollen die Treibhausgasemissionen in der Schweiz bis 2030 um mindestens 30 Prozent im Inland gegenüber 1990 reduziert werden, die fehlenden 20 Prozent werden im Ausland eingekauft.

Die Klimapolitik der Schweiz befindet sich in der Schwebe. Das 2017 ratifizierte Klimaabkommen von Paris tritt 2021 verbindlich in Kraft und hat zum Ziel, dass auch die Schweiz ihren CO₂-Ausstoss deutlich reduziert. Selbstbewusst erklärt das Bundesamt für Umwelt, zuständig für die Totalrevision des CO₂-Gesetzes, dass unser Land gut aufgestellt sei, um das Übereinkommen von Paris umzusetzen.

Doch *Fastenopfer* und die Klima-Allianz Schweiz teilen diese Einschätzung nicht. Die Beratungen im Parlament, die noch in der Zusammensetzung der Legislatur 2015–2019 geführt wurden, werden voraussichtlich im Frühling 2020 im Nationalrat beendet. Sie bestätigen die Halbierung der Ambitionen, anstatt sie zu verdoppeln. Durch die vorgesehene Reduzierung um 30 Prozent im Inland bis 2030 würde der Treibhausgasausstoss um jährlich ein Prozent reduziert. Eine klimagerechte Lösung ist aber nur möglich, wenn die jährliche Reduktion vier Prozent beträgt. Deshalb fordert *Fastenopfer*, dass die Inlandemissionen bis 2030 um 60 Prozent reduziert werden, weil die Schweiz sich mit dem Pariser Abkommen dazu verpflichtet hat, mit gutem Beispiel voranzugehen. Und Klimagerechtigkeit bedeutet auch, dass die Schweiz vor 2040 Null-Emissionen im Inland erreichen muss.

Wird die Zielsetzung nicht konsequent vorangetrieben, bedeutet das, dass die Wahrscheinlichkeit, die Erderwärmung auf 1,5 Grad zu begrenzen, immer kleiner wird. In der Folge führt das eher früher als später zu noch mehr extremen Wetterlagen, zu noch mehr Ernteausfällen – gerade auch im globalen Süden. Die Gletscher werden weiter schmelzen, noch mehr Menschen werden Land und Haus verlieren und flüchten müssen.

Langsam und zögerlich

Noch sind die berührende Gedenkfeier für den Pizolgletscher und die grösste Schweizer Klimademonstration vom Herbst 2019 in Erinnerung. An der Realisierung der beiden Anlässe war *Fastenopfer* massgeblich beteiligt. Auch wenn das Vorgehen langsam und zögerlich ist, und bei weitem nicht ausreicht, ist der vom Ständerat mit nur einer Gegenstimme angenommene Entwurf für ein überarbeitetes Klimagesetz ein erster Schritt. Immerhin sind im aktuellen Entwurf Massnahmen enthalten, die ein faktisches Verbot von neuen Ölheizungen in Altbauten ab 2023 vorsehen, schärfere CO₂-Grenzwerte für importierte Neuwagen, ein Benzinpreisaufschlag von bis zu 12 Rappen und eine Flugticketabgabe, die mit 30 bis 120 Franken im Vergleich zu unserem Nachbarn Deutschland bis zu dreimal höher ausfällt. Diese geplanten Lenkungsabgaben werden noch zu emotionalen Diskussionen führen und dürften im bereits angedrohten Referendum der Gegenseite, denen selbst dieses moderate Gesetz noch zu weit geht, ins Feld geführt werden. — *Stefan Salzmann*



Stefan Salzmann ist Klimaspezialist bei *Fastenopfer* und Co-Präsident der Klima-Allianz.



Mercia Andrews ist Co-Direktorin der südafrikanischen *Fastenopfer-Partnerorganisation TCOE* und leitet das Bäuerinnennetzwerk *Rural Women Assembly*.

«Kleinbäuerinnen wissen, was sie brauchen»

«In Afrika wird die Strategie der Grünen Revolution verfolgt. Die Regierung will uns damit weismachen, dass Afrika nicht genügend Nahrung für die eigene Bevölkerung produzieren könne. Deshalb seien wir auf modifiziertes Saatgut, Dünger und Pestizide angewiesen. Das bedeutet aber gleichzeitig, dass Kleinbauern und Kleinbäuerinnen, die eigenes lokales und traditionelles Saatgut züchten, gemeinschaftliche Saatgutbanken und ein eigenes Landwirtschaftssystem unterhalten, als Hindernis angesehen werden. In einigen Regionen des südlichen Afrikas ist das Teilen von Saatgut sogar gesetzlich verboten. Das ist ein Versuch der Saatgutmultis, Kleinbäuerinnen und -bauern dazu zu zwingen, ihr industrialisiertes Saatgut einzukaufen.

Während der Nahrungskrise 2007/2008 hat sich die Grüne Revolution in Afrika stark verbreitet. Damals haben grosse Unternehmen die Geschichte verbreitet, dass Afrika sich nicht selbst ernähren könne: Es ist ein Versuch, die Kleinbauern und -bäuerinnen dazu zu bringen, in sogenannt angepasstes Saatgut und den zugehörigen Dünger sowie in Landwirtschaftsmaschinen zu investieren, um grössere Felder bearbeiten zu können. Doch das führt zu Verschuldung.

Die lokalen Kleinbäuerinnen und -bauern verfügen über eine breite Auswahl an sehr alten Sorten. Werden aber dieses Saatgut und die traditionelle Art der Landwirtschaft angegriffen, wird auch unser Ernährungssystem angegriffen. Unsere erste Verteidigungsmassnahme ist deshalb, weiterhin lokales Saatgut anzubauen

und Pflanzenschulen und Saatgutbanken zu schaffen. Unsere Arbeit besteht vor allem im Verbreiten von Informationen und dem Erstellen von Saatgudokumentationen. In einem zweiten Schritt fördern wir die kleinbäuerliche Landwirtschaft. Wir führen Agroökologie als Anbaumodell für Bäuerinnen und Bauern ein, da es sehr gut für das Klima und kosteneffektiv ist und den Bauernfamilien ermöglicht, ihren Aufwand tief zu halten. Der dritte Aspekt ist der Anspruch auf Nahrungsmittelsouveränität. Wir fördern unsere eigenen Nahrungsmittelsysteme und kritisieren Fast-Food-Systeme.

TCOE fokussiert sich auf den Aufbau einer Bewegung. Unsere Rolle ist die der Verstärkerin. Ich denke, die Kleinbäuerinnen und -bauern wissen am besten, was sie brauchen. Wir zeigen die Probleme auf und wecken ein kritisches Bewusstsein. Die Menschen sollen wissen, worum es bei der Grünen Revolution geht oder was GMO (gentechnisch veränderte Organismen) sind. Wir suchen gemeinsam nach Alternativen.

Wir versuchen Brücken zu schlagen zwischen Bewegungen, die mit Agroökologie experimentieren, mit verschiedenen Saatgutssystemen und der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Von ihnen können wir lernen und über Alternativen in der Landwirtschaft diskutieren.»

2/3

des Landes gehören der weissen Bevölkerung. Sie machen 7,9 Prozent aus.

40%

der südafrikanischen Bevölkerung lebt ausserhalb von Städten in überwiegend armen bis prekären Verhältnissen.

3

Südafrika ist drittgrösster Exporteur von Agrarprodukten weltweit. Mais, Weizen, Wein und Zitrusfrüchte gehören zu den Exportschlagern.

«Wir müssen endlich handeln»

Die Jugendlichen des «Bühnenlabors» in Bolligen engagieren sich mit Theater und Tanz gegen den Klimawandel.

Für Luana Henschel ist der Fall klar: «Wir müssen endlich handeln, sonst fliegt uns bald alles um die Ohren.» Die 13-jährige Schülerin aus der Berner Vorortsgemeinde Bolligen wirkt aufgebracht, wenn sie über die Folgen des Klimawandels spricht. Und ihr gleichaltriger Kollege Nils Kobel doppelt energisch nach: «Da habt ihr uns ja eine schöne Schweinerei hinterlassen», eine Botschaft, die an die Erwachsenen gerichtet ist.

«Gut, das ist ein Zitat aus dem Stück», gibt der aufgeweckte Schüler danach lachend zu. Damit meint er «Am Horizont», mit dem die Theatergruppe «Bühnenlabor» letzten November im Kirchgemeindehaus Bolligen Erfolge feierte. Rund 30 Jugendliche im Alter von 9 bis 14 Jahren gehören zur Truppe, welche das Stück rund um den Klimawandel auf die Bühne brachte und an vier Abenden gut 500 Zuschauerinnen und Zuschauer unterhielt und aufrüttelte.

Verantwortung übernehmen

Das Bühnenlabor geht auf eine Projektidee des Bolliger Pfarrers Markus Blaser zurück. Jugendliche setzen dabei aktuelle gesellschaftspolitische Themen in Theater und Tanz um. So weit wie möglich machen sie alles selbst, vom Bühnenbild über die Kostüme bis zu Licht und Ton – und natürlich stehen sie dann auch selbst auf der Bühne. Bloss geschrieben hat die beiden bisher aufgeführten Stücke Markus Blaser. Doch auch das soll sich ändern.

«Ich wünschte mir, dass die Jugendlichen Verantwortung übernehmen», sagt der engagierte Pfarrer. Und diese nahmen ihn beim Wort und machten sich daran, das nächste Bühnenstück gleich selbst zu schreiben. «Das Thema ist nicht einfach: Feminismus und Gleichstellung. Und auch die Zusammenarbeit ist manchmal schwierig», sagt die 11-jährige Michèle Frey. Sie macht in der Gruppe von sie-



Einsatz gegen den Klimawandel: Nils Kobel, Luana Henschel, Rebecca Shergold und Michèle Frey (v. l. n. r.) von der Theatergruppe «Bühnenlabor».

ben Jugendlichen mit, die sich ans Schreiben des neuen Stücks gewagt haben, das nächsten November auf die Bühne kommt. «Wir haben manchmal unterschiedliche Ideen und müssen lernen, Kompromisse zu schliessen», ergänzt Michèle: Das sei ein «Megaprojekt», mache aber enorm viel Spass.

Der Erlös aus den Vorstellungen des Bühnenlabors geht stets an eine Organisation, die sich im Umfeld des Themas des jeweiligen Stücks engagiert. So kam die gesamte Kollekte der vier Vorstellungen von «Am Horizont» dem Programm Klimagerechtigkeit von *Brot für alle* zugute, mit dem vom Klimawandel negativ betroffene Menschen im Süden darin unterstützt werden, sich an die Klimafolgen anzupassen.

Weniger Fleisch und Kleider

Die Auseinandersetzung mit dem Thema Erderwärmung führte bei den Jugendlichen des Bühnenlabors zu intensiven Diskussionen – untereinander, im Freundeskreis, am Familien-

tisch. Und viele haben auch ihr eigenes Verhalten hinterfragt und verändert. «Wir müssen unseren gesamten Konsum reduzieren, nicht nur streiken und demonstrieren», sagt die 13-jährige Rebecca Shergold, «denn am Ende sind wir es, die etwas bewirken, nicht die Politiker.» Sie esse deshalb heute weniger Fleisch und kaufe weniger Kleider. Und auch im Bed & Breakfast von Nils Kobels Eltern ist der Wandel zu spüren: «Wir bieten nun ein palmölfreies Nutella zum Frühstück an», sagt der Schüler sichtlich stolz. — Lorenz Kummer



Saatgut gehört

Bäuerliches Saatgut und das Wissen darüber sind seit jeher Grundlage für eine vielfältige und nachhaltige Landwirtschaft und Ernährung. Doch globale Konzerne setzen die Züchtungen der Bäuerinnen und Bauern stark unter Druck.



den Bauern

«**D**ie Gewinnung von Saatgut war bei uns immer in der Hand der Bäuerinnen, die ihr Wissen an ihre Töchter weitergeben haben. Dass dies nun plötzlich verboten sein soll, ist absurd», sagt die Landwirtin Ruth Nganga aus Kenia, nachdem sie vom neuen Sortenschutzgesetz in ihrem Land erfahren hat. Die Sortenschutzgesetze entstanden ab den 1950er-Jahren, als die Landwirtschaft in Europa und in den USA zunehmend mechanisiert wurde und sich eine Arbeitsteilung zwischen Saatgutherstellern und Landwirtschaft entwickelte. Davor stellten auch bei uns die meisten Bäuerinnen und Bauern ihr eigenes Saatgut her. Seither gewannen jedoch professionelle Saatgutzüchter immer mehr an Bedeutung. In jüngerer Zeit geraten auch kleinere Züchter zunehmend unter Druck, denn durch diverse Übernahmen und Fusionen ist der globale Saatgutmarkt mittlerweile weitgehend in den Händen von drei grossen Konzernen (siehe S. 16). Sie bieten dieselben Hybrid-sorten weltweit an und die Pestizide für die empfindlichen Pflanzen gleich mit dazu. So werden immer weniger unterschiedliche Sorten – vor allem von Weizen, Mais,

Soja und Reis – auf immer grösseren Flächen als Monokultur angebaut. Während die Rechnung für die Agrarkonzerne aufgeht, können sich die meisten Bäuerinnen und Bauern nur dank Subventionen über Wasser halten. Umweltverschmutzung durch Pestizide und der Verlust von Biodiversität sind die Folgen.

Nicht gegen den Willen der Menschen

Auf der Suche nach neuen Profiten erschliessen die Saatgutkonzerne nun auch in den Ländern des Südens neue Märkte. Mittlerweile findet man Saatgut und Pestizide von Syngenta und Co. auch in abgelegenen Dörfern in Lateinamerika, Afrika und Asien. Gleichzeitig üben sowohl die Konzerne wie die Staaten, in denen die Konzerne ihren Sitz haben, Druck aus, damit die jeweiligen Gesetze an ihre Bedürfnisse angepasst werden. So ist es beispielsweise in Kenia inzwischen strafbar, kommerzielles Saatgut weiter zu züchten, ohne die Saatgutfirma zu entschädigen, und selbst traditionelles Saatgut darf nicht mehr verkauft oder getauscht werden. Rund 70 Tonnen Saatgut liess die kolumbianische Regierung 2012 öffentlich zerstören, weil es nicht dem damals frisch verabschiedeten Saat- >

Aus Leidenschaft und Überzeugung

«Eigenes Saatgut zu besitzen, ist ein bäuerliches Grundrecht. Mein eigenes Saatgut bedeutet für mich Unabhängigkeit von internationalen Agrarkonzernen», sagt der 59-jährige philippinische Reisbauer Diego Dela Cruz. Zusammen mit seiner Familie wohnt er in einem Dorf auf der Insel Mindanao. Sie leben hauptsächlich vom Reisanbau. 2004 lernte er Saatgut zu züchten und hat seither 160 eigene Reissorten entwickelt. Diego Dela Cruz war so begeistert von der Schulung, dass er ein Jahr später selbst zum Ausbilder wurde. «Ich will anderen helfen, sich von den Abhängigkeiten der konventionellen Landwirtschaft zu befreien.» Der Saatguttausch ist für ihn der Schlüssel, um das bäuerliche Saatgut zu schützen: «Ich tausche, weil ich möchte, dass alle Bauernfamilien ihr eigenes Saatgut zurückzugewinnen und der Verkauf von industriellem Saatgut unterbunden wird.»

Der Klimawandel ist eine grosse Herausforderung. Deshalb hat Diego Dela Cruz Reissorten und Anbautechniken entwickelt, die unter extremen Wetterverhältnissen genügend Ertrag abwerfen und das Schädlingsrisiko minimieren. Er kritisiert die Haltung der Regierung, die die Interessen kleinbäuerlicher Betriebe missachtet und deren selbstentwickelte Reissorten nicht anerkennt. Um eine politische Veränderung zu bewirken, engagiert sich Diego Dela Cruz im nationalen Saatgutnetzwerk. «Meine Saatgutzüchtungen sind der lebende Beweis dafür, dass Bäuerinnen und Bauern landwirtschaftliche Systeme und Praktiken entwickelt haben, die besser und nachhaltiger sind als die im Labor entwickelten Technologien.» — *Claudia Fuhrer*



«Eigenes Saatgut zu besitzen, ist ein bäuerliches Grundrecht.»

Diego Dela Cruz

gutgesetz entsprach. Erst massive Proteste führten dazu, dass die Regierung zurückgab. Doch seither werden immer wieder neue Anläufe unternommen, gegen den Willen der Bevölkerung strenge Bestimmungen durchzusetzen. Es bleibt der Regierung auch keine andere Wahl, denn durch ein Freihandelsabkommen mit den USA hat Kolumbien sich dazu verpflichtet, einen strengen Sortenschutz nach UPOV 91 (siehe S. 12) einzuführen.

Partnerorganisationen von *Brot für alle*, *Fastenopfer* und *Partner sein* unterstützen in Lateinamerika, Afrika und Asien entwicklungspolitische Initiativen und Projekte von Bäuerinnen und Bauern, die ihr Saatgut schützen und eine ökologisch nachhaltige Landwirtschaft stärken. In Guatemala ist es der Zivilgesellschaft gelungen, das «Ley Monsanto», ein strenges Sortenschutzgesetz, vorerst abzuwenden. Auf den Philippinen engagiert sich das nationale Saatgutnetzwerk für die Anerkennung der bäuerlichen Saatgutzüchtungen und gegen industrielles Saatgut und restriktive Sortenschutzgesetze. Im südlichen Afrika setzen sich Landfrauenbewegungen gegen die Einführung von gentechnisch verändertem Mais, für den Schutz ihres vielfältigen Saatguts und für die Anerkennung von agrarökologischen Anbaumethoden ein.



«Es ist ein echtes Vergnügen,
im Garten zu sein, es beruhigt
mich total.»

Anne Freitag

Wissen zurückgewinnen

«Es ist ein echtes Vergnügen, im Garten zu sein, es beruhigt mich total. Ich mag es, wenn ich mit meinen Händen in der Erde wühlen kann, wenn Pflanzen mit ungewöhnlichen Formen und Farben wachsen und um mich herum das Leben erweckt.» Anne Freitag ist eigentlich Biologin und Kuratorin am Waadtländer Museum für Zoologie, sie arbeitet aber auch als Freiwillige für Pro Specie Rara. Sie reproduziert und vermehrt Samen von lokalen und alten Sorten und schickt sie dann an die Stiftung zurück. Angefangen hat alles mit ihrem ersten privaten Garten: «Ich kaufte eine Pro-Specie-Rara-Tomatenpflanze. Dazu gab es ein Beilageblatt, auf dem stand, wie man selbst Samen sammeln kann. Vorher wäre mir die Idee gar nie gekommen.»

Mit der Aufnahme zur Sortenwächterin von Pro Specie Rara konnte sie ihrem persönlichen Vergnügen eine politische Komponente hinzufügen. «Es hat mich schockiert, als ich erfuhr, dass grosse Unternehmen versuchen, die Vermehrung und den Austausch von Saatgut zu verhindern.» Pro Specie Rara möchte mit der Sammlung das Pflanzenerbe erhalten und verhindern, dass Know-how verloren geht. Anne Freitag ist überzeugt, dass wir gewisse Grundfertigkeiten zurückfordern müssen. Ihr Ratschlag an Menschen, die auch Saatgut sammeln wollen: «Verlieren Sie sich nicht in der Theorie. Einfach beginnen, erste Schritte tun, sich mit anderen austauschen.» Mittlerweile vermehrt sie seit 20 Jahren Samen von lokalen und alten Sorten und schickt sie anschliessend an die Stiftung Pro Specie Rara zurück. — *Natacha Forte*

Reichtum und kulturelles Erbe

Die Bäuerinnen und Bauern im globalen Süden kämpfen gegen die Privatisierung von Saatgut. Sie sind darauf angewiesen, ihr eigenes Saatgut herstellen zu können. Denn sie können es sich schlicht nicht leisten, für jede Aussaat teures kommerzielles Saatgut und die dazu nötigen Hilfsstoffe zu kaufen. Doch nicht nur wegen der Kosten ist das bäuerliche Saatgut die bessere Wahl: Über die Jahrtausende haben die Bäuerinnen und Bauern einen Reichtum an verschiedenen Sorten geschaffen, die bestens an die lokalen Gegebenheiten angepasst sind und ohne Dünger oder Pestizide auskommen. Weil die Bäuerinnen und Bauern selber über ihr Saatgut bestimmen, können sie es ganz nach ihren Bedürfnissen auswählen und es den sich ändernden Umweltbedingungen anpassen. In Anbetracht des Klimawandels ein enormer Vorteil. So ist es beispielsweise den Bäuerinnen und Bauern in den Philippinen mit Unterstützung von Agro-Eco, einer Partnerorganisation von *Fastenopfer*, gelungen, Reissorten zu züchten, welche Dürren und Überflutungen besser überstehen. Neben der Ernährungssicherung hat Saatgut auch eine zentrale kulturelle Bedeutung: Für viele bäuerliche und indigene Gemeinschaften im globalen

Süden gilt Saatgut als Erbe ihrer Vorfahrinnen und Vorfahren; es ist eng verwoben mit traditionellem Wissen, mit Identität und Spiritualität.

Bereits sind drei Viertel des Sortenreichtums, den es weltweit gab, verschwunden. Umso wichtiger ist es, die verbleibenden Pflanzensorten zu erhalten. Denn um neue angepasste Sorten züchten zu können, sind wir auf diese Ressource angewiesen. Selbst die Saatgutkonzerne züchten die meisten ihrer Sorten durch das Kreuzen von bestehenden Sorten und nicht durch Gentechnologie oder andere technologische Verfahren. Oft sind es gerade «alte» Sorten, welche interessante Eigenschaften wie Resistenzen gegen Krankheiten und Schädlinge aufweisen. Wenn wir eine Landwirtschaft wollen, die die Umwelt weniger belastet und dem Klimawandel trotzt, so kommen wir nicht ohne die Vielfalt des Saatguts aus. Und die beste Art, dieses zu bewahren, liegt in den Händen der Bäuerinnen und Bauern, die es jedes Jahr wieder aussäen und damit nicht nur ihre eigene Ernährung sichern, sondern die der gesamten Menschheit. — *Simon Degelo*

Keine Monopole auf Saatgut

Das Ziel von Freihandelsabkommen ist es, den Handel zwischen Ländern über erleichterte Marktzugänge zu stärken. Menschenrechte und Nachhaltigkeit bleiben dabei meist auf der Strecke.

Dass Handelsabkommen den Austausch von Waren und Dienstleistungen zwischen Ländern fördern sollen, ist bekannt. Weniger bekannt ist hingegen, dass die Schweiz in diesen Partnerabkommen auch Gesetzesänderungen fordert, die eigentlich gar nichts mit Handelserleichterungen zu tun haben. Notabene geht es dabei nicht um strengere Umwelt- oder Arbeitsgesetze, um den möglichen negativen Auswirkungen der Handelserleichterungen entgegenzuwirken, die diese vor allem in Ländern des Globalen Südens haben. Im Gegenteil: Die Schweiz verlangt in allen Abkommen, aktuell von Indonesien und Malaysia, die Einführung von strengen Sortenschutzgesetzen. Sortenschutz garantiert den Züchtern von Saatgutsorten – und das sind vor allem internationale Agrarkonzerne – Monopolrechte über ihr Saatgut. Ein solches Gesetz verbietet es Bäuerinnen und Bauern, dieses sortengeschützte Saatgut mit Nachbarn und Nachbarinnen zu tauschen oder es auf lokalen Märkten zu verkaufen. Auch die weitverbreitete Praxis, Saatgut aus der eigenen Ernte für die Aussaat im nächsten Jahr wieder zu verwenden, wird damit stark eingeschränkt. Damit verunmöglichen diese Gesetze jahrhundertalte Praktiken, die seit jeher für den Erhalt der Sortenvielfalt sorgen, den Zugang zu Saatgut sichern und die Grundlage der Ernährungssicherheit bilden.

Lokales Wissen geht verloren

Was das für die Menschen vor Ort bedeutet, beschreibt ein Reisbauer aus der Region Johor Malaysia so: «Wenn das Gesetz durchkommt, wird der Preis für Saatgut steigen. Wir Bäuerinnen und Bauern werden kein Saatgut mehr aufbewahren können und werden gezwungen sein, Saatgut zu kaufen. Dieses Gesetz verhindert, dass lokales Wissen von Generation zu Generation weitergegeben wird.

Im Interesse von Monsanto und Co.

Damit drängt die Schweiz Länder wie Indonesien und Malaysia dazu, ihre lokalen Saatgutsysteme zu zerstören. Denn Marktzugang wird nur denen gewährt, die den Landwirtinnen und Landwirten in ihrem Land den traditionellen Umgang mit Saatgut verbieten. Auf diese Weise setzt sich die Schweiz für die Interessen von Saatgutfirmen wie Syngenta und Monsanto ein. Auf der Strecke bleiben die Rechte der Bäuerinnen und Bauern am Saatgut, wie sie erst kürzlich von den Vereinten Nationen in der Erklärung über die Rechte von bäuerlichen Familien anerkannt worden sind. — *Tina Goethe*

Lesen & Handeln

Helpen Sie uns dabei, das Seco für die Problematik von Sortenschutzgesetzen zu sensibilisieren. Einen Musterbrief finden Sie auf: www.sehen-und-handeln.ch/saatgut



«Ein gewaltiges Risikogeschäft mit unserer Lebensgrundlage»

Angelika Hilbeck, Agrarbiologin und Stiftungsrätin von *Brot für alle*, zeigt auf, wohin die Digitalisierung der Landwirtschaft führt.



Angelika Hilbeck hat Agrarbiologie studiert und in Entomologie promoviert. Seit 2000 leitet sie am Institut für Integrative Biologie der ETH Zürich die Forschungsgruppe Umweltbiosicherheit und Agrarökologie.

Wie in allen Lebensbereichen ist die Digitalisierung in der Landwirtschaft und bei der Saatgutzüchtung rasant auf dem Vormarsch. Wohin führt die Reise?

Die industrialisierte Landwirtschaft kommt zunehmend unter Druck. Die Digitalisierung ist der Versuch der gleichen Akteure, ihre Monopole aufrechtzuerhalten und ihre Geschäftsmodelle in ein neues Zeitalter hinüberzuretten. Der Hype um die Digitalisierung hat sozusagen jenen um die Gentechnologie abgelöst, die ja nicht hielt, was sie versprochen hat. Auch bei der Chemie ist man an Grenzen gestossen, da wurde seit den 1990er-Jahren nicht mehr viel Neues entwickelt und die destruktiven Folgen des Einsatzes der Pestizide werden immer deutlicher. Deshalb musste etwas Neues her – und das ist nun die Digitalisierung.

Und was bedeutet das konkret?

Es bedeutet das Entwickeln digitaler Tools und Analyseinstrumente, mit denen der ganze Produktionsprozess und sämtlichen Bestandteile

wie Saatgut, Pestizide und Düngemittel zu Paketen geschnürt und auf die spezifischen Bedingungen der Betriebe zugeschnitten werden können. Man stellt sich das konkret so vor, dass dann beispielsweise ein riesiger Roboter auf einem menschenleeren Feld hin und her fährt, alle paar Meter eine Bodenprobe nimmt, die Daten verarbeitet und bei der Rückfahrt die exakte Menge an Düngemitteln, Pestiziden und Saatgut in den Boden lässt. Das Ganze läuft dann unter dem Namen Präzisionslandwirtschaft und wird von Monsanto, Syngenta und Co. als die Lösung für unsere globalen Ernährungs- und Klimaprobleme propagiert – wie früher die Gentechnik und davor die Pestizide und Kunstdünger. Doch mit diesem System konzentriert sich die Kontrolle über die Landwirtschaft auf noch weniger Akteure als bis anhin. Bäuerinnen und Bauern sind in diesem System, das fast gänzlich ohne Menschen auskommt, kaum noch vorgesehen – höchstens noch als Wartungspersonal der ganzen Landmaschinenroboter oder als Klienten bzw. Investoren.

Welche Rolle spielt denn das Saatgut in dem Ganzen?

Saatgut ist in dem Spiel nur ein Input wie jeder andere auch. Das Hauptproblem ist ja das Bereitstellen von exakten Paketen, bei denen ein Bauer oder eine Bäuerin kaum noch eine Wahl hat, welches Saatgut er oder sie nutzen möchte. Ihnen wird dann einfach aufgrund der ausgewerteten Daten ein exaktes Paket «verschrieben». In Bezug auf Saatgut bedeutet das auch, dass es dann noch weniger Kulturpflanzensorten gibt und die meisten davon hochgezüchtet und wo immer möglich patentiert sind anstelle von ursprünglich Hunderten und Tausenden populationsgezüchteten Kulturen.

Ist das nicht ein grosses Risiko, wenn es nur noch ein paar wenige ausgewählte Sorten gibt?

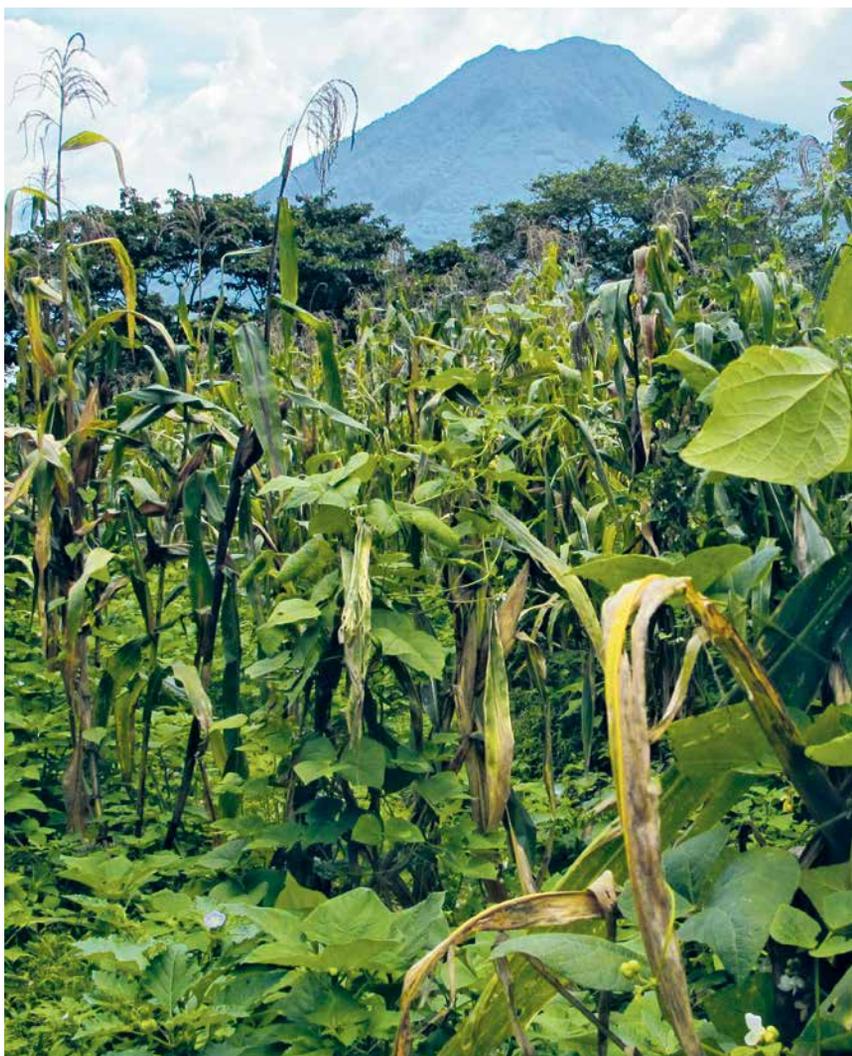
Natürlich, das ist ja schon heute ein gewaltiges Risikogeschäft mit der Lebensgrundlage der globalen Bevölkerung. Je weniger Diversität es gibt, desto anfälliger ist das ganze Ernährungssystem insbesondere in Krisensituationen, wie sie der Klimawandel darstellt.

Das tönt beängstigend. Sind das noch Laborversuche oder bereits Realität?

Bei uns ist dieser Prozess noch nicht so weit fortgeschritten, da wir dafür zu demokratische Strukturen haben, die das Durchregieren und Einführen solcher Industriekonzepte nicht so einfach zulassen. Gerade die Schweiz eignet sich aufgrund ihrer Topografie und Kleinräumigkeit nicht sehr gut für solche Modelle. Am meisten fortgeschritten ist die digitalisierte Landwirtschaft in Ländern wie den USA, Brasilien, Argentinien und Paraguay, wo auch die politischen Systeme anfällig sind für Machtmissbrauch und das Durchpeitschen von Partikularinteressen. Das Einzige, was dort noch fehlt, ist eine flächendeckende Versorgung mit 5G – denn das ist für die Verarbeitung solcher riesiger Datenmengen die Voraussetzung. Es würde mich daher überhaupt nicht wundern, wenn Bayer als Nächstes eine Telekom/IT-Firma aufkauft. — Interview: Pascale Schnyder

«Unser Mais ist uns heilig»

Die Maya sind stolz auf ihre vielen verschiedenen Maissorten. Um die Mutter Erde zu schützen, betreiben sie eine nachhaltige Landwirtschaft.



Mais in Kombination mit Bohnen, Obstbäumen, Bananen und Avocados wachsen auf einem Feld. Sie alle bieten Nahrung aber auch Saatgut für die nächste Saison.

Auf dem Hochplateau von Comitancillo im Westen Guatemalas lebt Fabiana Ventura Velasquez. Sie steht einer Gruppe von 35 Frauen vor, jede von ihnen vermehrt ihr eigenes Saatgut. Seit sieben Jahren treffen sich die Mam-Maya-Frauen wöchentlich. Sie bewirtschaften gemeinsam ihr Land, helfen sich gegenseitig und leben nachhaltig und im Einklang mit der Natur. Das eigene Saatgut garantiert ihnen eine gewisse Nahrungssicherheit. Die Erde hat für sie die Bedeutung einer Mutter, die sie auch gegen Dritte verteidigen und schützen.

Maya-Kultur unter Druck

Wie in vielen andern Regionen Guatemalas leben die indigenen Gemeinschaften in Comitancillo unter der Armutsgrenze. Sie werden ausgegrenzt, Menschenrechtsmissachtungen sind für sie an der Tagesordnung. Immer wieder müssen sie sich gegen neue Minenprojekte oder andere Formen der Landnahme wehren. Unterstützung erhalten sie dabei von AMMID, der Partnerorganisation von *Fastenopfer* und *Brot für alle*. AMMID stärkt sie beim Kampf um ihr Land und unterstützt sie dabei, dieses nach Methoden der Agrarökologie zu bewirtschaften. Dank dieser Anbaumethode ernten die Familien genug, um sich ernähren zu können, ohne dass der Boden ausgelaugt wird. Die Maya-Kultur legt grossen Wert darauf, dass jeder Mensch seinen Platz in der Welt findet. Was liegt vor ihm, was hinter ihm, woher kommt er und wer sind seine Ahnen? Erst wer über all dieses Wissen verfügt, weiss, wo er hingehört. Auch das politische Engagement der Maya basiert auf diesen Annahmen: Man muss mit seinen Wurzeln und seiner Umwelt verbunden sein, um den politischen Kampf führen zu können. Spirituelle Führerinnen und Führer haben die Aufgabe, zu überprüfen, ob eine solche Ausrichtung gegeben ist.

Menschen aus Mais

Der Mais ist für die Maya heilig. Gemäss ihren Schöpfungsmythen wurden die Menschen aus Mais geformt. Sie selbst nennen sich «hombres de maiz», Menschen aus Mais. Doch auch dieses Kulturgut müssen sie immer wieder verteidigen. Denn die Saatgutkonzerne buhlen um die Kleinbäuerinnen und Kleinbauern und bieten ihnen ihr Industriesaatgut im ersten Jahr zu verlockenden Preisen an. Das hybride Saatgut ist jedoch nur für ein bis zwei Jahre fruchtbar, und auch das nur unter der Voraussetzung, dass man es mit teuren Pestiziden und Düngern behandelt. Bereits im dritten Jahr ist der Ertrag miserabel. Viele kleinbäuerliche Fami-



Fabiana Ventura Velasquez inmitten der Frauengruppe von Comitancillo. Im Topf kochen die für Guatemala typischen Maiskolben.

lien, die auf die grossen Versprechungen der Konzerne eingestiegen sind, verfügen dann aber nicht mehr über genügend Geld, um neues Saatgut, Dünger und Pestizide anzuschaffen und geraten so in eine Spirale von Abhängigkeit und Verschuldung.

Grosse Vielfalt auf kleiner Fläche

Von den Konzernversprechungen nicht beeindruckt liess sich Juan. Bereits seit 150 Jahren baut seine Familie auf einer Parzelle von 130 Quadratmetern Mais in Kombination mit Bohnen, Kaffee, Obstbäumen, Bananen und Avocados an. Vier verschiedene Maissorten – gelb, rot und schwarz und weiss – gedeihen auf dem Land der Familie. Das Saatgut gewinnen sie selbst aus ausgewählten Kolben. Diese werden zum Trocknen an den Blättern aufgehängt. Zum Keimen wird das Saatkorn auf selbst zerstampften Steinsand gelegt. Für das Wachstum der Pflanze wird Kuhmist verwendet und nach der Ernte weidet das Vieh auf dem Feld. Dank der Vielfalt und der ausgeklügelten Kreislaufwirtschaft ist die Familie von Juan viel weniger von der klimabedingten zunehmenden Trockenheit betroffen als andere. Die grosse Familie kann vom Ertrag auf den Feldern leben und sogar Kaffee, Bananen, Avocados und weiteres Obst verkaufen.

Juan ist Mitglied in einem Kollektiv, das sich für Agrarökologie und den Erhalt des eigenen Saatguts einsetzt. Um die einheimischen Sorten und die Rechte der Maya zu schützen, braucht es entsprechende Gesetzesentwürfe und politische Lobbyarbeit. Deshalb unterstützen *Fastenopfer* und *Brot für alle* die Maya auch dabei, sich gegen Geschäftspraktiken von Agrarkonzernen zu wehren, die mittels Gesetze versuchen, das traditionelle Saatgut vom Markt zu verdrängen. — *Colette Kalt*



Eigenes Saatgut wird an nationalen Saatgutbörsen getauscht.



Ihre Spende hilft uns, mit den Kleinbauernfamilien für ihr Saatgut zu kämpfen. PC-46-7694-0

Zahlen und Fakten

Saatgut ist die Grundlage unserer Ernährung. 2050 müssen schätzungsweise knapp zehn Milliarden Menschen satt werden. Wer bestimmt, was wir essen, kann sich eine goldene Nase verdienen.

Abnehmende Vielfalt

Weltweit liefern nur noch 15 Pflanzen- und 8 Tierarten die Grundlage unserer Ernährung. Mais, Reis, Weizen und Soja sind die mit Abstand am meisten angebaute Kulturen. Weltweite Anbauflächen für Nutzpflanzen in Millionen Hektar.



Weizen
220



Mais
185



Reis
163



Soja
118



Gerste
47



Raps
34



Zuckerrohr
27



Kartoffel
19

Ein Grossteil der Sorten ist bereits ausgestorben.

10 000 Kulturpflanzenarten mit jeweils einer Vielzahl an Sorten haben Bäuerinnen und Bauern über die letzten Jahrtausende gezüchtet. $\frac{3}{4}$ der Sorten sind in den letzten 100 Jahren ausgestorben.



60 Prozent des kommerziellen Saatgutmarktes wird heute von drei Konzernen kontrolliert.

syngenta



DUPONT

Seit die Chemiekonzerne in den 1970er-Jahren die Pflanzenzucht für sich entdeckt haben, hat ein dramatischer Konzentrationsprozess stattgefunden.



Die Leidenschaft für die Zucht seltener Gemüse- und Blumensorten haben Tulipan und Tizian Zollinger von ihren Eltern geerbt.

Perfektes Saatgut gibt es nicht

Die Familie Zollinger züchtet Schweizer Saatgut und bietet von Amaranth über Baumspinat bis zur Wunderblume bekannte und unbekanntere Sorten an. Begonnen hat alles in Nepal.

Die Geschichte des Familienunternehmens Zollinger beginnt in den 1980er-Jahren in Nepal, wo Christine und Robert Zollinger, frisch diplomierte Agraringenieure, an einem Uno-Projekt zur Wiederaneignung von einheimischem Saatgut durch Bauern beteiligt sind. Zurück in der Schweiz sehen sie, dass die Schweizer Bauernfamilien vor dem gleichen Problem stehen. Die alten Saatgutsorten verschwinden und mit ihnen das jahrtausendealte Know-how. Überzeugt davon, dass das der falsche Weg ist, reisen sie in alle vier Ecken des Landes, organisieren Treffen und sammeln alte Saatgutsorten, Ratschläge und Know-how. 1991 lassen sie sich auf dem Gebiet von Les Evouettes am Ufer der Rohne nieder, nur wenige Kilometer von der Mündung des Genfersees entfernt. Das Klima ist mild und die Jahreszeiten an den Anbau von Saatgut angepasst. Ironischerweise wurde das Land für die künftige Biosaatzucht zuvor als Testgelände eines Chemieunternehmens genutzt.

Geduld und Anpassungsfähigkeit sind wichtig

Das Bio-Saatgutgeschäft erfordert akribische Arbeit. Jedes Jahr wird ein Auswahlverfahren gemacht, dessen Ergebnisse jedoch erst nach mehreren Jahren sichtbar werden. «Bei jeder Kultur sortieren wir um die 10 bis 15 Prozent der am wenigsten angepassten Pflanzen aus. Parallel dazu wird mit dem positiven Auswahlverfahren das Ausgangsmaterial für die zukünftige Produktion gesammelt. Der Rest des Saatgutes wird verpackt und an unsere Kundinnen und Kunden verkauft», erklärt Tulipan Zollinger, einer der Söhne der Zollingers, der mit seinen Brüdern die Zucht vor ein paar Jahren übernommen hat. Auch sie bekommen die Klimaveränderungen zu spüren: Die Hitzewellen der letzten Sommer haben einen negativen Einfluss auf die Robustheit einiger Pflanzen und deren Keimung gehabt. Tizian Zollinger, der Saatgutzüchter, muss nun neue Kriterien und Kreuzungsarten berücksichtigen, um die Resistenz gegen den Klimawandel zu verbessern.

Kompromisse eingehen

Während des Gesprächs mit Tulipan Zollinger wird klar, welche Kompromisse Saatgutunternehmen eingehen müssen. Die Tomatenpflanze, die das ganze Jahr über eine Fülle von langlebigen, leuchtend roten, grossen, klimaresistenten, transportablen, saftigen und schmackhaften Früchten produziert, existiert nur in der Werbung. In Wirklichkeit ist die Natur nicht perfekt und eine traditionelle, saftige und schmackhafte Sorte, die biologisch im Garten der Tante angebaut wird, wird keinen konstanten Ertrag liefern und vielleicht schnell verfaulen. Auf der anderen Seite halten sich Tomaten aus Supermärkten besser und stehen zu jeder Jahreszeit im Regal, das aber auf Kosten von Umwelt und Geschmack.

Nach einem Übergangsprozess haben am 1. Januar 2016 Til, Tulipan, Tizian und Falc die Firma übernommen. Christine und Robert, das Gründerpaar, haben sich zurückgezogen. Die vier Brüder gehen mit der Zeit und haben ihr Angebot an eine immer urbanere Kundschaft mit vielen Erwartungen, aber wenig Know-how angepasst. So werden heute auch die Abfälle von Pflanzen und ungenutzten Samen verarbeitet und aus aromatischen Kräutern, Seifen mit Damaskus-Schwarzkümmel, festes Shampoo mit Leinsamen, eine Reihe von Kosmetika und Cerealienriegel hergestellt. — *Daniel Tillmanns*

Informationen und Saatgut auf:
www.zollinger.bio



Gaby Zimmermann wird künftig vermehrt Freiwilligenarbeit machen und beim Grünen Güggel bleiben.

«Etwas Sinnvolles machen»

Gaby Zimmermann hat den «Grünen Güggel» ins Leben gerufen und die Pfarrei Romanshorn geleitet. Die Frage der Gerechtigkeit ist für sie zentral.

Die Ökumenische Kampagne ist für Gaby Zimmermann die wichtigste Zeit im Jahr. «Eigentlich geht es immer um dasselbe Thema», sagt sie, «es geht um Arm und Reich, doch in den 23 Jahren, seit ich die Kampagne in Romanshorn umsetze, hat sich die Situation nicht gebessert.» Bedauernd schaut die abtretende Gemeindeleiterin in die Ferne. «Dabei ist die Frage nach Gerechtigkeit doch zentral. So viele Leute auf der Welt haben keine Chancen, kämpfen ums Überleben und für ihre Rechte.» Deshalb sind Hilfswerke wie *Fastenopfer* ihrer Meinung nach so wichtig, sie sind Teil der Lösung, im Gegensatz zu den technokratischen Lösungsansätzen, die eher Teil des Problems seien. Dabei denkt sie an die Abhängigkeit von Riesenkonzernen, den Kampf um Ressourcen, der Lebensgrundlagen zerstört. «Dank der Kampagne können wir als Kirche wenigstens einmal im Jahr darauf hinweisen und zur Linderung von Not beitragen.»

Umweltgerechtes Gemeindeleben

Die ursprünglich aus Köln stammende Theologin kam während ihres Studiums für ein Semester nach Luzern, doch Gaby Zimmermann blieb. Nach der pastoralen Ausbildung folgte ihre erste Stelle in Olten. Nach zwölf Jahren dann der Wechsel nach Romanshorn. «Ich bin auf sehr viel Wohlwollen gestossen, die Menschen hier sind wirklich toll, und ich bekam immer viel Unterstützung. Das werde ich bestimmt vermissen.» So hat Gaby Zimmermann 2012 den «Grünen Güggel» an einem Bodensee-Kirchentag kennengelernt und im Kanton Thurgau zusammen mit dem Umweltberater und Pfarrer Andreas Frei eingeführt. Das Umweltmanagementsystem hilft Kirchgemeinden, ihre Ökobilanz stetig zu verbessern. Mittlerweile sind 23 Pfarreien zertifiziert. Die ehemalige Pfarreileiterin ist überzeugt, dass gerade ein Label wie der «Grüne Güggel» bei Menschen, auf Interesse stösst, die sonst mit der Kirche nichts am Hut haben.

Nur schwer zu verstehen

Gefragt, was sie denn nicht vermissen werde, kommt ihre Antwort ohne Umschweife: «Die strukturellen Diskussionen darüber, wie der Mangel verwaltet werden soll. Ich bin ein kreativer Mensch und will etwas Sinnvolles machen. Strukturen sind wichtig, aber ich wünsche mir, dass wir mutiger sind, es auch riskieren Fehler zu machen und auszuprobieren. Die Entwicklung geht eher in die Richtung, dass keine Fehler mehr gemacht werden dürfen.» Auch zur Position der Frauen in der Katholischen Kirche hat sie eine klare Haltung: «Als ich in den Kirchendienst einstieg, dachte ich noch, ich würde zwar selbst nicht von der Gleichstellung profitieren können, aber zumindest den Boden für andere bereiten. Aber dem ist nicht so – im Gegenteil. Frauen bleiben immer irgendwie die Notlösung. Ich habe zwar Trauungen und Taufen im Bistum Basel gemacht, aber das war nur aus Not. Würde das Zölibat aufgehoben, was wünschenswert ist, würde es vermutlich zunächst das Ende auch dieser Dienste von Frauen in der Katholischen Kirche bedeuten. So etwas lässt sich in der heutigen Zeit nur schwer erklären.» — *Colette Kalt*